

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 127 (1961)

Heft: 3

Artikel: Bürger und Offizier heute (Schluss)

Autor: Dürrenmatt, Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-39285>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

- b. in der Luftaufklärung, die für die Operationen des Heeres notwendig ist,
- c. im Lufttransport von Heeresverbänden in die Brennpunkte des Kampfgeschehens.

Die weltweite nukleare Auseinandersetzung, das heißt der totale nukleare Weltkrieg, so drohend und unmittelbar er auch erscheinen mag, ist jedoch nicht die einzige Gefahr, die einer wirkungsvollen Gegenwehr bedarf. Lokale Aktionen oder räumlich begrenzte Konflikte sind auch in Europa nicht undenkbar. Derartige Aktionen können mit Infiltrationen beginnen, dann zu Einfällen und Grenzverletzungen durch bewaffnete Trupps führen und schließlich in regelrechte Kampfhandlungen übergehen. Gerade in solchen wenig markanten, schleifenden Aktionen liegt eine große Gefahr, wenn man nur über «Schwertkräfte» verfügt. Der Kleinkonflikt rechtfertigt den totalen nuklearen Abwehraufwand nur in den seltensten Fällen. Die Verhinderung bzw. rasche Niederschlagung derartiger «Zwischenfälle» stellt

eine der wichtigsten wehrpolitischen Aufgaben der «Schildstreitkräfte» zur Wahrung des Weltfriedens dar.

In gleicher Weise wird die Zuführung «taktischer» Nuklearwaffen, das heißt von Kernwaffen, die speziell für die «lokale Abschreckung» geeignet sind, den «Schildkräften» einen Abschreckungscharakter verleihen, und damit den Politikern ein elastisches anpassungsfähiges Machtinstrument zuführen. In diesem Sinne – und nur in diesem – ist es richtig, von einer abgestuften Abschreckung zu sprechen.

Literaturnachweis

Taschenbuch für Wehrfragen 1959. – Interavia ABC 1960. – Die Bundeswehr, von Hubertus Prinz zu Löwenstein, Volkmar von Zühlsdorff. – Veröffentlichungen des BMVtdG / Pressereferat. – Die Flugzeuge der Bundeswehr, aus «Soldat und Technik». – «Le Figaro» vom 16.1.60. – «Les Ailes», Januar 1961. – «Air Power», Mai 1960. – «Aviation Week», 7.3.60. – «The Aeroplane», 1.4. und 29.7.60.

Bürger und Offizier heute

Von Major Peter Dürrenmatt

(Schluß)

Die Stellung des Offiziers

Man stellt sich vielleicht die Frage, wie ich dazu komme, das Problem des «Offiziersstandes» aufzugreifen. Wir befinden uns doch mitten in einer Entwicklung, die nicht nur mit den letzten Resten des Standesdünkels aufzuräumen trachtet, sondern auch, wenn wir vom Unterschied zwischen geistlichem und weltlichem Stand absehen, die letzten Standesbegriffe beseitigt. Man spricht noch vom «Bauernstand» oder vom «Handwerkerstand», gelegentlich vom Stand der Ärzte oder der Richter, stets im Wissen darum, mit diesem Wort fast anachronistisch zu wirken. Waren aber schon Ulrich Willes Versuche, einen schweizerischen Offiziersstand zu entwickeln, zu ihrer Zeit umstritten – wie sollte das Wort dann heute noch irgend eine Gültigkeit haben?

Wir stimmen solchen Zweiflern zu, ohne uns freilich zur Frage zu äußern, ob an dieser Entwicklung alles gut und fortschrittlich zu nennen sei. Sie ist einfach eine Realität. Ebenso real ist aber das andere, daß der Offizier auch in unserer Armee herausgehoben ist, daß das Offiziersein bedeutet, eine Haltung zu verkörpern und daß die Verabsolutierung des Krieges in neuer Weise die herausgehobene Stellung des Offiziers unterstreicht. Wenn wir die Bezeichnung «Offiziersstand» ablehnen müssen, so deshalb, weil sie sich mit dem Wesen der Miliz nicht vereinbaren läßt, und – anstatt auf das Verbindende von «Bürger und Offizier» – an das beide Trennende erinnert. Sie bleibt wohl auch an gewissen Äußerlichkeiten haften, am Kostüm, anstatt an der Uniform, am Dünkel anstelle der Haltung, an der militärischen Überheblichkeit anstatt an der dienenden Bereitschaft für das Volksganze.

Die Verhältnisse des totalen Krieges rücken die Stellung des Offiziers in eine neue Mitte. Seine Verantwortung wird breiter und tiefer, weniger unbekümmert als einst. Es muß vom Offizier erwartet werden, daß er sich um die Gesamtheit der Probleme kümmert, um die militärisch-fachlichen wie um die im weiteren Sinne wehrpolitischen. Er muß den Mut haben, die Größe der Drohung zu sehen, und die Kraft, das auszuhalten. Er darf sich – auf welcher dienstlichen Stufe er immer stehen mag – nicht angewöhnen, die Verantwortung auf die Höhern abzuwälzen und sich mit dem «Befehl ist Befehl» zu trösten. Das Vertrauen, das er seinen Obern und Vorgesetzten entgegenbringt, darf nicht auf der Blindheit militärischer Subordination beruhen, sondern auf

dem Respekt davor, daß auch diese Obern und Vorgesetzten gewillt sind, ihren Auftrag innerhalb der Grenzen des uns Möglichen, mit den ihnen zur Verfügung stehenden, auch im günstigsten Falle ungemein beschränkten Mitteln zu lösen. Umgekehrt muß er, wenn er selbst auf die höhere Stufe gelangt ist, nicht dem üblichen Fehler allen Kommißbetriebs verfallen und durch die Pose einer gespielten Härte und einer einsamen Gipfelhöhe dergleichen tun wollen, als ob für ihn die Lösungen nun leichter geworden seien und er deshalb unbedingtes und diskussionsloses Vertrauen fordern dürfe. Das Gegenteil ist richtig: die brutale Härte der Problemstellung kann nur bewältigt werden, wenn im Offizierskorps der Geist einer Seilschaft gepflegt wird, die weiß, daß es zur Bezwingung der Aufgabe auf den freudigen Einsatz eines jeden Partners ankommt.

Die *Vorgesetztenstellung eines Offiziers* in unserer Zeit setzt, genau wie übrigens auch in der Politik und der Wirtschaft, die Fähigkeit voraus, mehr Last tragen zu wollen, mehr Einsicht zu gewinnen, mehr persönliche Gewissensbereitschaft zu beweisen ohne die Entschädigung, einer gehobenen Kaste anzugehören. Sie setzt einen ehrlichen, menschlichen Kameradschaftsbegriff voraus.

Was die Beziehungen zwischen oben und unten betrifft, so sind sie zugleich enger und weiter geworden. Enger, weil wir uns auf unserm kleinen Raum menschlich näher gerückt sind, seit es ein besonderes Wagnis wurde, Schweizer bleiben zu wollen. Oft drängt sich der Vergleich mit den Verhältnissen auf einem, in schwerem Seegang befindlichen Schiffe auf, oder mit einer vom Wetter überraschten Partie im Hochgebirge. Es gibt für keinen unter uns ein Entrinnen, zuletzt jedenfalls für jene, die in der Führung stehen. Ihre führende Aufgabe ist kein Zeremoniell mehr, kein spielerisches Herausgehobensein, sondern ein Exponiertsein in einer Lage, in der es um Sein oder Nichtsein geht.

Zugleich ist das Verhältnis von oben und unten im Heer weiter geworden, die Kluft, wenn man will, tiefer. Die Behauptung mag zunächst verblüffen. Prüfen wir sie nach. Das Herausgehobensein des Offiziers rührte zu allen Zeiten vor allem daher, daß er die Vollmacht besaß, Männer in den Tod zu schicken. Eine ungeheure Vollmacht! Sie wurde bis in die moderne Zeit hinein dadurch ausgeglichen, daß der Offizier beim Angriff an

die Spitze der Front gestellt wurde, sichtbares Vorbild der Tapferkeit und Fechtweise. Das schien sich durch den technischen Krieg vorerst überlebt zu haben. Im Ersten Weltkrieg wurde nicht ohne Bitterkeit zwischen der kämpfenden Front und der Geborgenheit der Stäbe gehöhnt. Die heutige Realität des Krieges hat bis in höchste Ränge der Heerführung mit dem Typ des Schlachtenlenkers, der weit hinten in geschützter Stellung seine Befehle erteilt und die Männer der Front in das Verderben schickt, weitgehend aufgeräumt. Front und Hinterland lassen sich nicht mehr trennen. Der Umstand, daß der Einsatz des Lebens für fast alle Stufen eines Heeres ähnlich groß geworden ist, führt den Offiziersrang auf das zurück, was er sein soll, höherer Rang auf der Grundlage höherer Einsicht, höheren Könnens, höherer Verantwortung und vorbildlicherer Haltung. Der altschweizerische Spruch von den Herren, die bei den Bauern liegen sollen, ist im totalen Krieg auf seine Weise Wirklichkeit geworden.

Höhere Einsicht, höheres Können, höhere Verantwortung und deshalb vor allem eine vorbildlichere Haltung, das sind an und für sich hohe Forderungen. Gemessen an dem, was sie in Wirklichkeit darstellen, sind sie es erst recht. Denn die höhere Einsicht des Offiziers verlangt die Fähigkeit, aus den höchst begrenzten materiellen Gegebenheiten eine wirksame Verteidigung aufzubauen. Diese Fähigkeit muß bei uns auf jeder Stufe verlangt werden. Es ist nicht nur der General, und es sind nicht nur die Korpskommandanten und Divisionäre, die mit der oder jener Waffe nicht rechnen können, obschon der Feind sie haben wird. Der Regimentskommandant, der Bataillonskommandant, der Kompagniekommandant, der Zugführer müssen sich mit dem gleichen Mangel abfinden. Sie müssen aber auch wissen, daß es solches in jedem Krieg gegeben hat und daß von ihnen, auf der Grundlage des Mangels, Besonderes verlangt wird, eben besonderes Können.

Um dem Offizier in ernster Lage die Aufgabe zu erleichtern, existiert die *militärische Disziplin*. Sie ist eine Methode, die natürliche Trägheit des einzelnen, seinen angeborenen Egoismus, wider seinen Willen zu brechen; sie ist unumgänglich. Sie ist übrigens eine Eigenschaft, ohne die auch im zivilen Leben eine sinnvolle Tätigkeit fast unmöglich ist. Sie ist aber kein «Wert an sich», sondern an den Mann gebunden, und ersetzt niemals die notwendige, natürliche Autorität des Offiziers. Und diese wiederum hängt von seiner Haltung und seinem Können ab.

Zuerst die Haltung: Alle Armeen kommen ihr mit äußerlichen Hilfsmitteln entgegen. Dem Offizier wird die gut sitzende Uniform verliehen, und er genießt bestimmte Vorrechte für seine Unterkunft. Es sind Vorrechte, die in einem gesunden Dienstbetrieb von den Untergebenen selten gerügt werden. Der Unterschied in der Bedeutung dieser Vorrechte zwischen einst und heute liegt darin, daß sie längst nicht mehr das Wichtige sind. Der Offizier, der sein Ansehen nur auf sie stützen muß, ist weder friedens- noch kriegstauglich. Der Offizier muß eine Persönlichkeit sein, und der Kern dessen, was die Offizierspersönlichkeit ausmacht, liegt genau dort, wo er stets verborgen war, im Wissen um die Verantwortung, die es bedeutet, Männer in den Tod schicken zu können. Wir wollen nie vergessen, daß wir in eine Zeit geboren wurden, die in übersetztem Ausmaß das Wort «Glück» gleichstellt mit materiellem Glück. Eine Zeit, die ständig von der Furcht getrieben wird, es könnte ihr etwas entgehen, der Mensch lebe zu wenig lang, um alle Genüsse auszukosten, die ihm heute preiswert angeboten werden, hat eine unerhörte Angst vor dem Tode. Und da sie weiß, daß sie dem Tode nicht entgehen kann, beschweigt sie ihn. Sie wendet ihre Antipathien all jenen Lebenslagen zu, in denen kühl und nüchtern mit dem Tode gerechnet werden muß. Dazu gehört der Krieg. Vom Kriege zu

reden ist deshalb herb und unfein, weil in diesem Thema der Tod, das Makabere, nicht einfach als Nervenkitzel und Modepose verwendet werden darf.

Der Offizier steht also im Dienst einer in dieser Zeit von Natur aus unpopulären Realität. Er muß befähigt sein, ohne Hochmut das Illusionäre des modernen Glücksbegriffs zu durchschauen und diesen nicht für das Letzte zu halten. Er muß auf allen Stufen ein über Gebühr reifer Mensch sein.

Dieses Problem stellt sich aber nicht nur für uns. Es ist überall in der freien Welt vorhanden. Bleiben wir aber vorsichtig in der Auswahl unserer Vorbilder. Die Versuchung besteht fort, die Kunst des Soldaten, dem Tode nüchtern zu begegnen, mit geistigen Narkotika zu stimulieren. Eines der abstoßendsten Beispiele solch moderner Falschmünzerei ist für mich das «Gebet des Fallschirmjägers», das 1943 erfunden wurde und das den angehenden Fallschirmjägern der französischen Armee als geistiger Rückhalt angeboten wird.

Darin wird Gott angefleht, den Helden Unsicherheit, Unbeständigkeit, den Sturm und die Schlacht zu schenken – im zwanzigsten Jahrhundert! Solches nimmt sich als Theaterdonner aus; es ist unecht, ja, es darf als verlogen bezeichnet werden. Es dürfte im Letzten aus einem nihilistischen Geiste uneingestandener Furcht stammen. Für uns jedenfalls taugt es nicht. Die Autorität unserer Offiziere muß auf der echten Haltung erworbener Überlegenheit beruhen; sie muß menschlich sein, nicht heldische Pose.

Und im übrigen beruht sie auf dem *Können*. Aber auch da, auf dem Gebiet des Könnens, stehen wir vor einer neuen Lage. Der Offizier heute muß zwar immer auch ein militärischer Könnler sein, im engern Sinn des Wortes; sodann wird von ihm ein großes Maß an technischem Verständnis erwartet. Er darf sich keine technischen Blößen geben. Ich vergesse nie, was für eine fatale Wirkung es in einem Ablösungsdienst des Jahres 1942 auf das Ansehen eines Divisionärs bei der Truppe gehabt hatte, als der hohe Offizier als Inspizient einer Stabskompagnie einen Minenwerfersoldaten fragte, ob sein Minenwerfer geladen sei.

Selbst wenn aber der Offizier über genügende Kenntnisse der technischen Grundbegriffe verfügt, wird er in vielen Fällen Untergebene befehligen, die von der Technik der Waffen mehr verstehen als er selbst. Er muß das einkalkulieren und darf nie dem Fehler verfallen, die Unkenntnis eines technischen Details durch Berufung auf seine Stellung als militärischer Vorgesetzter zu tarnen. Das Beispiel zeigt, worin die Grundlagen der Autorität für den Offizier heute gegenüber einst anders beschaffen sind, weshalb die Äußerlichkeiten an Bedeutung verloren, die Wichtigkeit der Persönlichkeit dagegen zugenommen hat.

Der Truppenoffizier, vom Zugführer bis zum Regimentskommandanten, muß heute aber auch rein militärisch-fachlich wesentlich mehr verstehen als vor fünfzig Jahren. Er ist auf jeder Kommandostufe in größere Räume hineingestellt, und er verfügt über mehr Waffen.

Der Offizier als Bürger

Durch die Ausbildung zum Offizier allein wird es indessen nicht möglich sein, ihn zu jenem militärischen Führer zu erziehen, der er heute sein muß. Er muß selbst etwas mitbringen. Er muß deshalb mehr sein als ein militärischer Techniker, weil für unser schweizerisches Heer die Ersetzung des Mannes durch Maschinen unmöglich ist. Unsere Offiziere müssen wissen, was sie als Bürger verteidigen, was sie vom Menschen fordern müssen. Der *persönliche Einsatz* bleibt auf allen Stufen das Entscheidende. Wir können keine Armee organisieren, in der auf der einen Seite die Massen einen großen technischen Apparat bedienen, auf der andern

eine erlesene Elite von spezialisierten Sturmtruppen, von gedrillten Landsknechten die grobe Arbeit des Nahkampfes in der Endphase besorgt.

Der Offizier, der mehr sein muß als militärischer Techniker und Spezialist, muß wissen, wofür er kämpft. In diesem Sinne ist er in erster Linie Bürger.

Auch in dieser Hinsicht haben sich, verglichen mit früher, die Dinge geändert und vertieft. Ich habe es schon gesagt: einst, vor vierzig, fünfzig und mehr Jahren, war das Verhältnis «Bürger und Offizier» vornehmlich dadurch charakterisiert, daß der Offiziersrang eine Empfehlung für die politische Karriere war. Hüten wir uns, darin nur die zur Satire neigenden Züge zu sehen. Schließlich waren schon während des Burgunderkrieges und in den Mailänder Feldzügen die eidgenössischen Heerführer dieselben Männer, die auch die politischen Geschicke der Orte lenkten. Berner und Zürcher verloren in den oberitalienischen Schlachten eine große Zahl der Mitglieder ihrer Großen Räte. Sie hatten im Heer Chargen aller Stufen bekleidet. Wenn es noch im 19. Jahrhundert üblich war, neben dem politischen auch den militärischen Titel zu führen, so war das irgendwie eine letzte Erinnerung an jene frühern Verhältnisse. Es erhob sich auch dahinter die Idee der Einheit von Bürger und Soldat. Wer sich politisch exponierte, sollte dies selbstverständlich auch militärisch tun und umgekehrt.

Die Größe der heutigen Pflichtenkreise stellt die meisten Milizoffiziere vor die Alternative, dem Lande entweder in der Politik oder im Militär zu dienen. Die Inanspruchnahme durch das eine oder andere Gebiet ist so groß geworden, daß beide als zusätzliche Belastungen zum Beruf in vielen Fällen nicht mehr gleichzeitig zu bewältigen sind. Trotzdem ist aber die Einheit des Begriffspaars «Bürger und Soldat» geblieben, und der Offizier, der sich damit begnügt, seinen Anteil an die Politik als Stimm- und Wahlbürger ohne die Übernahme öffentlicher Ämter zu leisten, darf nicht auf die ständige innere Anteilnahme am öffentlichen Geschehen verzichten. In einer Zeit, in der an und für sich kein einziges Lebensgebiet mehr außerhalb irgendwelcher Berührungen mit der Politik und mit dem Staate steht, muß sich der Offizier darum bemühen, alle Fragen der Landesverteidigung in den Zusammenhängen mit der gesamten Situation des Landes zu sehen. Er dient ja nicht irgend einem rein militärischen oder soldatischen Ideal, sondern er steht im Dienst der Verteidigung einer ganz bestimmten Lebensform. Die Männer, die er als Offizier befiehlt, sind bereit, zur Waffe zu greifen, wenn die schweizerische Art zu leben von außen bedroht ist. Die Normalform ihres Daseins aber ist das bürgerliche Leben im Frieden. Der militärische Dienst und die Bereitschaft für den Krieg sind für sie unvermeidbare Notformen. Der Offizier muß als Bürger überzeugt sein vom Sinn und Wert der Konstanten unserer eidgenössischen Existenz. Er muß sich zu jenen zählen, die erkannt haben, daß die Schweiz ein Land für reife Leute ist.

Jedenfalls aber: die militärischen Neigungen des schweizerischen Offiziers sollten nie Selbstzweck werden. Jener Offizierstyp, den es auch in unserer Milizarmee zeitweise gegeben hat, der sich der militärischen Laufbahn nur als Hobby verschreibt oder der von ihr gar eine Hebung seiner gesellschaftlichen Stellung erhofft, ist nicht wünschenswert. Unsere Offiziere ziehen nicht «des Königs Rock» an, sondern sie übernehmen, als die andere Seite ihrer bürgerlichen Pflichten, militärische im Dienste von Volk und Land.

Das Problem «Bürger und Offizier» berührt in besonders hervorgehobener Weise die Frage der schweizerischen Wehrpolitik. Die schweizerischen Offiziersgesellschaften und Offiziersvereine

sind samt und sonders nicht als Korporationen ständischer Absonderung gegründet worden, sondern als wehrpolitische Vereinigungen. Weil dem so ist, ist es angebracht, ein Wort über Stellung und Arbeit der *Offiziersgesellschaften* in unserer Zeit zu verlieren.

Da die schweizerischen Offiziersvereine nicht als exklusive, ständische Klubs, sondern als Fachvereine und sogenannte «patriotische Gesellschaften» gegründet worden sind, deren Mitglieder sich auf die staatsbürgerlichen Grundwerte des Schweizertums besinnen wollten, unterzogen sie sich, neben der Aufgabe der militärischen Fortbildung, stets der andern, dem Schweizervolk den Sinn der Wehrhaftigkeit klarzumachen und es zu ermahnen, Wehrhaftigkeit koste Opfer. Das war, unter wechselnden Aspekten, alle Jahre hindurch so geblieben. Dabei ergab sich nun aber eine Gefahr. Indem die Offiziersvereine das taten, wurden sie von selbst zu Instrumenten der offiziellen Wehrpolitik. Solange die Notwendigkeit, eine Armee zu unterhalten, von einer großen Partei (der sozialdemokratischen) bestritten wurde und – wie zwischen 1920 und 1935 – ausgesprochen armee- und wehrfeindliche Strömungen im Volke umgingen, war diese Rolle der Offiziersgesellschaften notwendig. Getreu dem Trägheitsmoment, das allem menschlichen Tun anhaftet und das eine einmal eingeschlagene Richtung ungern verläßt, fuhren die Offiziersgesellschaften auch dann fort, sich einfach als Instrument der offiziellen Wehrpolitik zu betrachten, als die Zeitläufte von ihnen etwas anderes und mehr verlangten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg bedurften wir einer gründlichen Diskussion unserer wehrpolitischen Lage. Die Führung dieser Diskussion hätten die Offiziersvereine übernehmen müssen. Es wäre Aufgabe der Offiziersgesellschaften gewesen, die Fülle der neuen Probleme zu sehen, sie ohne Furcht vor Meinungsdivergenzen anzupacken, in freier Auseinandersetzung Antworten zu erteilen; wie in einer, dem neutralen Kleinstaat angemessenen Konzeption der Landesverteidigung die rein militärischen Probleme mit den geistigen, wirtschaftlichen, finanziellen und sozialen Gegebenheiten zu koordinieren seien; was getan werden müßte, um das Selbstvertrauen des Volkes in einer ungewohnten, schweren Lage zu stärken, ohne dieses Vertrauen und Selbstvertrauen einfach als Gehorsamspflicht zu fordern; welches die Stellung des Offiziers geworden sei; wo die Frontlinie zwischen Diskussion und Disziplin, zwischen wehrpolitischer Klärung und befehls-gemäßer Realisierung verlaufe.

Die Umwälzungen, die vor sich gegangen waren und noch vor sich gehen, machten die Diskussion unumgänglich. Warum sträubte man sich gegen sie? Warum verwirrte die Meinung so viele an und für sich kluge Köpfe, wehrpolitische Diskussionen seien schädlich? Wenn diese in der Folgezeit zum Teil führungs- und ziellos zu verlaufen schienen, so doch nur deshalb, weil die normalen Kanäle, die sie hätten aufnehmen müssen, verschlossen blieben oder nur zaudernd geöffnet wurden. In einem Moment, da die begrenzten Möglichkeiten des Kleinstaates spürbarer denn je geworden waren, zugleich aber eine dem Wehrgedanken grundsätzlich ablehnende Opposition nicht mehr bestand, bedeutete freie Diskussion eine Möglichkeit der Klärung.

Diese Möglichkeit war freilich nur auszuschöpfen, wenn die Fähigkeit vorhanden war und gepflegt wurde, mit Härte in der Sache, aber Fairneß gegenüber der Person die Debatte zu führen. Diese Aufgabe ist von unsern Offiziersgesellschaften noch zu lösen. Sie dürfen sich nicht mit der Rolle abfinden, gleichsam in offiziellem Auftrag militärische Verbandspolitik zu treiben. Sie müßten der Ort sein, wo in völliger Freiheit um geistige Klärung gerungen wird.

Von hier aus ergibt sich die Überleitung zur Frage der Stellung des Berufsoffiziers in unserer Armee von heute. Auch seine Stellung hat sich innerhalb weniger Jahrzehnte an und für sich grundlegend gewandelt. Der Wandel kommt äußerlich allein schon in der hohen Zahl und in der vielgestaltigen Gliederung des Berufsoffizierskorps zum Ausdruck. Neben das heute mehrere hundert Offiziere und Unteroffiziere zählende Instruktionskorps sind die vollamtlich tätigen Generalstabsoffiziere, die Verwaltungsoffiziere der verschiedenen Dienstzweige und die Offiziere der technischen Dienste, die Offiziere des Festungswachkorps und diejenigen des Überwachungsgeschwaders getreten. Der gesamte Körper bildet eine der Säulen unseres Heerwesens.

Seit Jahren ergeben sich aus dem allem neue Probleme. In der Regel wird freilich nur gelegentlich und am Rande von ihnen gesprochen. Ich greife als das eine die Rückwirkungen auf das *Beförderungswesen* und die *Kommandoführung* heraus. Der Aufstieg in den höhern Rang ist für den Berufsoffizier eine Frage seiner bürgerlichen Existenz. Er ist in diesem Sinn an seiner Beförderung interessiert. Von vorneherein muß ein großer Teil der jedes Jahr frei werdenden höhern Kommandos für die Berufsoffiziere frei gehalten werden. Das geht selbstverständlich auf Kosten der Beförderungsmöglichkeiten der Milizoffiziere. Diese Feststellung ist schon deshalb kein Vorwurf, weil die modernen Anforderungen des Berufs manchem Milizoffizier die Übernahme eines höhern militärischen Kommandos unmöglich machen.

Nun aber das andere, Tiefere: wir müssen bedenken, daß der Berufsoffizier, wenn er weiterkommen will, bei seinen Vorgesetzten angenehm auffallen muß. Seine innere Unabhängigkeit nach oben ist – das liegt in der Natur der Sache – weniger groß als diejenige des Milizoffiziers. Mit andern Worten: er darf nicht zu viele originelle Rosinen im Kopf haben. Er muß ein möglichst umgänglicher Untergebener sein, geneigt, auf die Intentionen seiner Vorgesetzten einzugehen. Er ist folglich in seiner menschlichen Entwicklung von der Eigenschaft am meisten bedroht, die heute am wenigsten nützt: subaltern zu werden, seine geistige Freiheit einzubüßen. Es zählt zu den Grundgebrechen des Kommiß in allen Staaten, daß er die Eigenschaft fördert, mit zusammengestellten Absätzen Ja zu sagen, auch wenn man Nein denkt. In den großen Staaten wird das Übel durch die Größe der Dimension, durch die Größe der ganzen Kriegsplanung überhaupt, sowie durch die Kriegserfahrung leicht gemildert. Unter unsern an und für sich eingeschränkten Verhältnissen, unter denen Einfallsreichtum und persönliche Unabhängigkeit der maßgebenden Männer so viel, ja alles bedeuten, kommt der Erziehung der Berufsoffiziere zur geistigen Freiheit und damit zur Zivilcourage Entscheidendes zu.

Statt dessen begründet der Berufsoffizier auch bei uns nur zu oft seinen Ruf, weil er fügsam ist. Das wird hernach in der militärischen Sprache etwas allzu vereinfachend als «diszipliniert» bezeichnet. So läuft er ständig Gefahr, sich in sein Spezialistentum zu verkrampfen, die Zusammenhänge unserer eingegengten wehrpolitischen Lage, die Querverbindungen zu den geistigen, wirtschaftlichen, sozialen und weltpolitischen Problemen zu verlieren. Auch das sind nicht neue Feststellungen. Es ließen sich illustre Namen und eigenwillige Persönlichkeiten schweizerischer Berufsoffiziere aufzählen, die unter diesen Verhältnissen gelitten haben in einer Zeit, da das Berufsoffizierskorps noch keine hundert Mann zählte. Glücklicherweise wird hier um neue Lösungen gerungen, nach Abhilfe gesucht. Der Ausbildungschef der Armee hat seit einiger Zeit unter Zuzug der Sektion «Heer und Haus» allgemeine Fortbildungskurse für das Instruktionskorps veranlaßt,

die von diesem trotz der Mehrbelastung dankbar mitgemacht werden.

Der Berufsoffizier muß heute in reichlichem Maße Gelegenheit erhalten zur klärenden Aussprache mit seinesgleichen wie mit Milizoffizieren, mit Männern der Wirtschaft wie mit Politikern. Die Stellung des Berufsoffiziers ist so bedeutsam geworden, daß die Kluft zwischen ihm und dem Milizoffizierskorps nicht vergrößert, sondern verkleinert werden muß. Es darf niemals die Meinung gehätschelt werden, das Berufsoffizierskorps sei ein Orden, damit beauftragt, den Gral unserer Wehrhaftigkeit zu hüten und vor dem Schmutz der Politik zu bewahren. Die Ansicht ist abwegig und falsch, der Berufsoffizier sei der eigentliche Spezialist, der gegenüber dem Milizoffizier über ein militärisches Mehrwissen verfüge und sich nicht auf die Kuhhändler einer Diskussion einzulassen habe.

Wir halten es deshalb für unumgänglich, daß die Form der Meinungsbildung über die Grundprinzipien der Landesverteidigung und der Wehrpolitik neu überdacht wird; daß die in der Militärorganisation vorgesehene Konferenz der Heereseinheitskommandanten aus einer bloßen Formalität zu wirklichem Leben erweckt und der Landesverteidigungsrat aktiviert wird; daß der offene und männliche Geist der echten Team-Arbeit in der militärischen Planung Einzug hält und die Landesverteidigungskommission aus der Enge ihrer bisherigen Begutachtertätigkeit für kleinste Detailfragen wie aus dem Konklave ihrer Unfehlbarkeit befreit wird.

Noch einmal: die moderne Entwicklung des Kriegswesens hat uns auf die Vergrößerung des Berufsoffizierskorps hingedrängt. Diese Entwicklung kann nicht rückgängig gemacht werden. Die Mehrzahl unserer Berufsoffiziere selbst weiß aber um die Gefahren eines rein militärischen Spezialistentums Bescheid und wehrt sich dagegen. Möge also jener Geist zu wehen beginnen, der gegenüber einer realen und ernsthaften Problematik nicht einfach den eisernen Vorhang des exklusiven Spezialistentums heruntergehen und dabei das Wort «Disziplin» mitrasseln läßt, sondern der den Mut aufbringt, die Arbeitsmethodik geistig und menschlich aufzulockern! Wir bedürfen auf dem militärischen Gebiet wie auf allen andern der Überlegenheit von Persönlichkeiten, die gewillt sind, das Wagnis einer Führung in der Freiheit zu bestehen. Diese Aufgabe stellt sich heute für jeden von uns, der an irgend einer Stelle in der eidgenössischen Lebensgemeinschaft mit persönlicher Verantwortung bedacht wird. Die Notwendigkeit der Einheit von Bürger und Offizier ist tatsächlich noch nie so groß gewesen wie heute.

Schlußbemerkung

Abschließend sei noch folgendes bemerkt: Wir Menschen pflügen, wenn wir uns mit unserer eigenen Zeit konfrontieren, häufig zwei Fehler zu begehen, den Fehler des allzu begeisterten Optimismus oder den Fehler des abgründigen Pessimismus. In beiden Fällen gehen wir in Tat und Wahrheit an unserer Zeit vorbei. Wer sich, ob der Tatsache, daß die Menschen heute im Begriff sind, in den planetarischen Raum einzudringen und daß sie sich die Kernenergie nutzbar gemacht haben, in einen Rausch menschlicher Grenzenlosigkeit hineinsteigert, übersieht die Tragik, die darin liegt, daß dieser im Wissen, Können und Planen anscheinend unbegrenzte Mensch als moralisches Wesen gleich begrenzt, ja gleich fragwürdig geblieben ist wie all die Jahrhunderte zuvor auch. Der Optimist der blinden Begeisterung bereitet bereits seinen Sturz in den Abgrund der hoffnungslosen Desillusionierung vor.

Umgekehrt endigt der grundsätzliche Pessimist vorerst in einer Idealisierung der Vergangenheit und hernach in der Unfähigkeit,

seiner eigenen Zeit Aug in Auge zu begegnen. Auch er wird schließlich ein bloß Getriebener, der am Ende wenigstens sagen kann, er habe recht bekommen, das Ende von allem sei der Tod, der Sinn des Ganzen die Sinnlosigkeit.

Demgegenüber, so meine ich, wollen wir uns angewöhnen, weder der Vergangenheit nachzutruern, noch auf eine illusionäre Zukunft zu setzen, sondern in der *Gegenwart zu bestehen*. Wie viel gibt es vorzukehren zu einem wackeren Bestehen und wie wird unser Leben erfüllt, wenn wir uns angewöhnen, diese Vorkehren zu treffen!

Bekämpfen wir jene Anwandlungen von Selbstmitleid, die uns vormachen, wir hätten es schwerer und böser getroffen als die Generationen vor uns. Unterscheiden wir scharf zwischen den Begriffen «sich ernst nehmen» und «sich wichtig nehmen». Jeder unter uns hat sein Leben, so wie es ist, ernst zu nehmen, und jeder, wirklich jeder, der uns als Untergebener anvertraut ist, hat den Anspruch darauf, ernst genommen zu werden. Aber keiner

soll sich wichtig nehmen, weder oben noch unten. Jeder Mensch ist zwar einmalig, aber keiner ist unersetzlich. Darüber, was an unserm Tun wichtig ist, entscheiden andere Instanzen als diejenigen der Gegenwart. Das gilt für die einzelnen Menschen wie für die einzelnen Völker.

Sich ernst nehmen in der Gegenwart, nicht aber sich wichtig nehmen, verleiht jene Gelassenheit, derer wir bedürfen, um zu glauben und um standzuhalten.

So sehe ich das Leitbild des schweizerischen Bürgers und Offiziers heute. Über ihm aber leuchtet ein Stern, der in dieser Zeit der überspannten Extreme seine strahlende Kraft für uns, Bürger und Offiziere eines kleinen Volkes und eines kleinen Landes, behalten hat. Ich meine mit diesem Bild die Wahrheit, die uns jener Oberst von Zimmermann aus der Mitte des 18. Jahrhunderts in dem Satz hinterlassen hat:

«Verliert nie aus den Augen, daß Ihr freie Männer befehligt, wie Ihr es seid!»

Zur Ausbildung der Sturmgewehrgruppe im Feuerkampf

Von Major Robert Treichler

(Schluß)

5. Die Ausbildung

Im Sturmgewehr sind vier Waffen vereinigt:

- Einzelfeuerwaffe, dem bisherigen Karabiner entsprechend,
- Serief Feuerwaffe, dem bisherigen Lmg. oder der Mp. entsprechend,
- Pzaw.Waffe,
- Granatwerfer.

Die Führung der Sturmgewehrgruppe im Feuerkampf stellt damit an den Gruppenführer höhere Anforderungen als bisher, da die Einsatzmöglichkeiten vermehrt sind. Das Schwergewicht hat deshalb noch eingehender auf der Schulung des Gruppenführers zu liegen.

Wenn im Aufbau der Ausbildung mit dem Einfachen begonnen und erst dann zu schwierigeren Aufgaben übergegangen wird, lernt der Unteroffizier die Möglichkeiten kennen und gewinnt rasch das nötige Vertrauen. Er wird nicht kopfscheu und meistert auch die Führung einer Sturmgewehrgruppe mit Sicherheit und Freude.

Es ist zu Beginn zweckmäßig, alle Übungen als *Gefechtsexerzieren* durchzuführen. Die Übungen sind so anzulegen, daß vorerst nur der Einsatz von Teilen oder der ganzen Gruppe auf ein Ziel unter der persönlichen Leitung des Uof. erfolgt. Erst dann sind Übungen durchzuführen, die eine Aufteilung der Gruppe verlangen, wobei aber eine bewußte Zurückhaltung geübt werden soll. Der Gruppenführer darf nicht vor Situationen gestellt werden, die er nicht mehr allein lösen kann oder lösen müßte, die zu einer vollkommenen Aufsplitterung der Gruppe und damit zum Verstoß gegen das Prinzip der Konzentration führen. Auch bei solchen Übungen soll der Gruppenführer solange als möglich noch direkt befehlen und erst dann zum Einsatz eines Truppführers schreiten, wenn er durch die Lage hierzu gezwungen wird. Es ist dabei natürlich Voraussetzung, daß solche Truppführer in speziellen Übungen auf ihre Aufgabe vorbereitet werden, genau so wie auch die Rotten vorher einzeln geschult werden müssen.

Die nachfolgende Zusammenstellung von Übungen soll Anregung geben, wie die Ausbildung aufgebaut und betrieben werden könnte. Selbstverständlich lassen sich die Übungen auswählen, ändern und ergänzen. Es handelt sich in keinem Fall um ein Pflichtprogramm.

Übung 1

1. *Zweck:* Einsatz eines Sturmgewehrs im Leitgewehrfeuer gegen unbeschränkte Zeit sichtbare Einzelziele im EF, rEF oder SF gem. Standardfall II/1 bis II/4.

2. *Ausgangslage:* Die Gruppe befindet sich im Igel gegliedert nahe am Feind und hat den Auftrag, jeden in einem bestimmten Abschnitt erscheinenden Gegner zu vernichten.

3. *Spiel der Übung:* Es sind im befohlenen Abschnitt vier Ziele vorhanden, die während unbeschränkter Zeit bekämpft werden können. Sie werden erst «sichtbar», wenn sie der Übungsleiter durch entsprechende Schilderung freigibt. Zwischen jedem Ziel ist im Ablauf eine Pause einzuschalten. Der Gruppenführer soll so die Möglichkeit haben, die Schützen zu wechseln.

4. Ziele:

- Distanz 200 m. Feindlicher Beobachter, H-Scheibe gut sichtbar, Beobachtung der Einschläge gut.

Lösung: 1 Stgw., Leitgewehrfeuer, EF.

- Distanz 300 m. Feindlicher Beobachter, G-Scheibe gut sichtbar, Beobachtung der Einschläge schlecht.

Lösung: 1 Stgw., Leitgewehrfeuer, rEF.

- Distanz 400 m. Feindlicher Beobachtungsposten, zwei G-Scheiben, schlecht sichtbar, Beobachtung gut.

Lösung: 1 Stgw., Leitgewehrfeuer, SF.

- Distanz 500 m. Feindlicher Beobachtungsposten, zwei G-Scheiben, schlecht sichtbar, Beobachtung der Einschläge schlecht.

Lösung: 1 Stgw., Leitgewehrfeuer, SF.

Übung 2

1. *Zweck:* Einsatz eines oder mehrerer Sturmgewehre gegen beschränkte Zeit (2'') sichtbare Ziele im rEF oder SF gemäß Standardfall II/1 bis II/4.

2. *Ausgangslage:* wie Übung 1.

3. *Spiel der Übung:* wie Übung 1, aber 8 Ziele.

4. Ziele:

- Distanz 150 m. Feindlicher Beobachter, H-Scheibe, gut sichtbar.

Lösung: 1 Stgw., Leitgewehrfeuer, rEF.